

NAHER OSTEN

Stadt mit zwei Gesichtern

Dschenin im Westjordanland gilt vielen Israelis als Rückzugsort für Attentäter. Für viele Palästinenser symbolisiert der Ort dagegen ihre Forderung nach echter Autonomie.

TEXT: Felix Wellisch · FOTOGRAFIE: Victorine Alisse

Die Ruhe in der Altstadt von Dschenin trägt. Auf dem jahrhundertealten Basar haben die ersten Cafés geöffnet, aus einer Bäckerei weht der Duft nach frisch gebackenem Fladenbrot. Doch in den schmalen Gassen kann sich die Situation jederzeit ändern. »Jeden Moment kann die Armee kommen und plötzlich wird geschossen«, erzählt Henna Haj Hassan. Die 29-jährige mit dem roten Strickpullover steht vor der Musikschule Kamandschati, die in einem verwinkelten Haus aus sandfarbenem Kalkstein untergebracht ist. Eine alte Steintreppe führt in eine große Konzerthalle, deren Wände eine hohe Holzdecke tragen. »Dann warten wir mit den Kindern hier drinnen, bis es vorbei ist«, erzählt die Sängerin.

Dschenin mit seinen nur 50.000 Einwohnern könnte ein verschlafenes Nest irgendwo im nördlichen Westjordanland sein. Die Stadt hat keine große Altstadt wie Nablus, keine wichtigen Regierungsgebäude wie Ramallah und auch umstrittene heilige Orte wie in Jerusalem gibt es hier nicht. Trotzdem wurde hier im vergangenen Jahr, das im Westjordanland das blutigste seit rund 20 Jahren war, mit am heftigsten gekämpft. Warum?

Dschenin war schon vor der Staatsgründung Israels ein Ort, den die britischen Mandatsbehörden nur schwer kontrollieren konnten, doch für Haj Hassan liegt die Antwort vor allem im Jahr 2002. Die Musiklehrerin war damals in der ersten Klasse, als die israelische Armee mit Panzern und Bodentruppen das Flüchtlingslager neben der Stadt besetzte, direkt vor den Fenstern ihres Kinderzimmers. Zuvor hatten Palästinenser während der zweiten Intifada von Dschenin aus rund zwei Dutzend Selbstmordanschläge mit zahlreichen Toten in Israel verübt. »Ich konnte sehen, wie die Soldaten und die jungen Bewohner des Camps sich bekämpften«, erinnert sie sich. Einmal sei ihr Fenster durch eine Explosion zersplittert, als sie mit ihrem Bruder im Nebenraum spielte.

Als sich die Soldaten nach tagelangen Kämpfen zurückgezogen hatten, lagen weite Teile des Lagers in Trümmern. 23 israelische Soldaten und mehr als 50 Palästinenser, darunter auch Zivilisten, waren tot. Dschenin wuchs daraufhin in den Köpfen der Menschen mehr und mehr zu einem Symbol des Terrors auf israelischer Seite und einem Symbol des Widerstands für viele Palästinenser.

Dabei hat die Stadt noch ein ganz anderes Potential: Sie könnte ein Hoff-

nungsträger für die palästinensische Wirtschaft sein. Auf halber Strecke zwischen der Altstadt und dem Flüchtlingslager, wo die meisten Militäreinsätze stattfinden, liegt das Büro von Isam Al-Nimer. In einem siebenstöckigen Hochhaus sitzt der weißhaarige Unternehmer über Unterlagen gebeugt: »Meine Familie wurde 1948 nach der Staatsgründung Israels wie hunderttausende andere vertrieben«, erzählt er. Danach hätten sie in Dschenin neu anfangen müssen. »Heute haben wir hier unter anderem zwei Tankstellen und ein Einkaufszentrum.«

7.000 Autos seien noch vor wenigen Jahren an einem Wochenendtag in die Stadt gekommen, sagt Al-Nimer, die meisten davon aus arabisch bewohnten Gebieten in Israel. Hier sei es billiger als drüben und viele arabische Israelis würden bewusst die palästinensische Wirtschaft unterstützen wollen. »Das bedeutet etwa zwei Millionen Euro, die pro Tag in die Stadt geflossen sind«, sagt er. Doch die zunehmenden Razzien der Armee und die häufigen Grenzschließungen nach einer Welle von Anschlügen palästinensischer Attentäter in Israel haben der Wirtschaft zugesetzt. »95 Prozent unserer Waren müssen durch Israel«, sagt Al-Nimer.



Die traurige Bilanz von 2022: Bei palästinensischen Anschlägen starben 29 Israelis. Israelische Sicherheitskräfte töteten fast 150 Palästinenser im Westjordanland, darunter viele Minderjährige. Heute kämen weniger als eintausend Autos pro Tag in die Stadt, sagt Al-Nimer. »Wir verkaufen 85 Prozent weniger Benzin und einigen Mietern in der Mall muss ich die Miete stunden«, sagt der Unternehmer. Vielen gehe so ihre Lebensgrundlage verloren.

Es gab eine Zeit, in der auch jüdische Israelis in Dschenin einkaufen gingen. Das war vor den vielen Toten auf beiden

Seiten während der zweiten Intifada und bevor Israel daraufhin eine hunderte Kilometer lange Sperranlage um das Westjordanland zog. Heute kennen die jüngeren Generationen in Israel die Stadt meist nur noch aus den Nachrichten nach Anschlägen – oder als Soldaten in Uniform.

Alon, der eigentlich anders heißt, war bis vor Kurzem als Wehrdienstleistender im Westjordanland im Einsatz – auch in Dschenin. »Wenn ich den Namen Dschenin höre, schlägt mein Herz etwas schneller«, erzählt er am Telefon. Es sei für ihn ein »beängstigender

Ort«. Aber weil die palästinensische Autonomiebehörde nicht gegen die Attentäter vorgehe, müsse die Armee es tun und »das israelische Volk schützen«, sagt der Anfang 20-Jährige.

Diese Razzien lassen sich in den Sozialen Medien fast in Echtzeit verfolgen. Smartphone-Aufnahmen zeigen israelische Militärjeeps, die durch palästinensische Ortschaften rollen. Dabei werden sie oft von jungen Anwohnern mit Steinen, Brandsätzen und Feuerwerkskörpern angegriffen. Manchmal fallen Schüsse – wer schießt, ist nicht immer klar. »Wir sitzen hinten und können nicht viel tun, außer dem Fahrer zu vertrauen«, sagt Alon. »Manchmal gehen wir raus und schießen zurück.«

Er halte sich strikt an die Einsatzregeln, sagt Alon: »Wir schießen nicht einfach, weil wir Lust darauf haben.« Doch immer wieder starben dabei auch Menschen, die nicht an Kämpfen beteiligt waren. Im Dezember trafen mehrere Kugeln ein 16-jähriges Mädchen auf dem Dach ihres Familienhauses in Dschenin. Die israelische Armee sprach von einem Fehler. Im Mai wurde die bekannte palästinensische Journalistin Schirin Abu Akleh in Dschenin erschossen, obwohl sie deutlich sichtbar eine Weste mit der Aufschrift »Presse« trug. Zahlreichen internationalen Untersuchungen zufolge war der Schütze wahrscheinlich ebenfalls ein israelischer Soldat.

Es sind gerade diese Fälle, die die Wut unter den Palästinensern schüren. Doch meist bleibt die Frage der Schuld unbeantwortet – viele Todesfälle werden nie unabhängig untersucht. Den Palästinensern stehen kaum Wege offen, um sich juristisch zu wehren. Für sie ist im Westjordanland die israelische Militärjustiz zuständig. Auf die Frage, was er für die Zukunft erwarte, winkt Alon ab: »Ich hoffe, es hört eines Tages auf, aber wie, weiß ich nicht.«

In Dschenin markieren zwei riesige Schlüssel auf einem großen Torbogen den Eingang des Flüchtlingslagers. Für viele Palästinenser symbolisieren Schlüssel, dass sie eines Tages in ihre vor mehr als 70 Jahren verlassenen Häuser zurückkehren wollen. Neben dem Tor liegen zu Pyramiden zusammengesetzte Stahlträger, selbstgebaute Straßensperren. Vom Tor aus führt eine

Die Sängerin Henna Haj Hassan in der Al-Kamandschati-Schule in Dschenin, wo sie Musik unterrichtet.



schmale Hauptstraße ins Herz des Camps, in dem in drei- und vierstöckigen Häusern mehr als 10.000 Menschen auf einem halben Quadratkilometer leben. Links und rechts gehen Gassen ab, so eng, dass viele nur zu Fuß zugänglich sind.

An einer Kreuzung stehen zwei Frauen in dunklen Kleidern vor einem Gemüseladen. Beide sind um die 40 und stellen sich als Ahlam und Sachar vor. Die häufigen Razzien der Armee seien für sie eine große Belastung. »Ich habe drei Kinder«, sagt Sachar. »Ich rufe jeden Morgen in der Schule an, um sicher zu sein, dass sie gut angekommen sind.« An den Wänden des Lagers hängen überall Plakate mit den Gesichtern von Bewohnern, die bei Militäreinsätzen getötet wurden. Manche zeigen junge Männer mit Maschinengewehren, andere Buben im Teenageralter. »Du denkst immer: Wer ist als nächstes dran?«, sagt Ahlam.

Einige Meter weiter befindet sich das Freedom Theater Dschenin. Auf der kleinen Bühne des Theatersaals proben zwei Schauspieler. Ein Beamer projiziert Schwarz-Weiß-Bilder palästinensischer Städte auf Leinwände im Hintergrund. Im Stück sucht eine Schauspielerin den Weg ins Krankenhaus und verliert sich dabei zwischen Checkpoints. Auch hier trägt die Routine: Nur eine Woche zuvor wurde der 16-jährige Mahmud aus dem Ensemble des Theaters während eines Militäreinsatzes erschossen.

»Wir sehen solche Dinge jeden Tag in den Nachrichten, aber hier zu sein und die Schüsse zu hören und dann, dass es ein Kind war, das neben dem Theater gewohnt hat, das ist etwas anderes«, sagt die 36-jährige Schauspielerin Shaden Saleem. »Ich habe so sehr geweint, als sei es mein Sohn gewesen. Und dann kommst du zurück und spielst Theater, als wäre das normal.«

Theaterdirektor Mustafa Sheta glaubt nicht, dass Mahmud an Kämpfen beteiligt war: »Wir kannten Mahmud, er war kein Kämpfer. Er wollte seine Schule abschließen, studieren und dem Erwachsenenteam im Theater beitreten.« Die Wände von Shetas Büro sind geschmückt mit Malereien, Theaterplakaten und einer Kalaschnikow aus Pappkarton. Das Theater hat eine lange



Vor der zweiten Intifada gingen auch jüdische Israelis gerne in Dschenin einkaufen. Heute ist die Stadt den meisten nur noch durch Nachrichten über Anschläge ein Begriff.



Geschichte. Gegründet wurde es in den 80er Jahren von der israelischen Menschenrechtsaktivistin Arna Mer-Chamis. Nach der Zerstörung 2002 nahm ihr Sohn Juliano das Projekt 2006 wieder auf. Er sah in dem Theater einen Ort, an dem Jugendliche in Dschenin ihrer Frustration und ihren traumatischen Erfahrungen Ausdruck verleihen konnten. Ein Ort friedlichen kulturellen Widerstands. »Juliano sah das Theater als Spiegel der Gesellschaft, sagt Sheta.

Damit war das Haus von Beginn an nicht unumstritten: Einer der Mitgründer war der Palästinenser Zakaria Zubeidi, einst einer der meistgesuchten Palästinenser und früher Chef der Al-Aqsa-Märtyrerbrigaden in Dschenin. Die Gruppe war für zahlreiche Terroranschläge auf Israelis verantwortlich. Auch heute würden Unterstützer angesichts der zunehmenden Gewalt eine größere Distanzierung des Theaters von gewaltbereiten Gruppen fordern, sagt Sheta. Er müsse aber auch darauf achten, der Realität der Menschen in Dschenin eine Bühne zu geben.

»Die meisten Bewaffneten hier sind jung«, erzählt der Theaterdirektor. »Sie wachsen seit ihrer frühesten Kindheit mit den Geschichten von Vätern und Onkeln auf, die getötet wurden oder in israelischen Gefängnissen sitzen.« Das Theater könne einen Raum für Verarbeitung schaffen. »Aber wir stoßen auch an unsere Grenzen. Die Schüsse können schnell deine Stimme übertönen und dann hört dir niemand mehr zu.«

Wut und Hass bleiben oft nicht in Dschenin. Immer wieder haben junge Männer von hier aus Terroranschläge in israelischen Städten begangen. So wie am 7. April vergangenen Jahres, als der 28-jährige Raad Chazem aus Dschenin bewaffnet ins Zentrum von Tel Aviv ging und um 21 Uhr abends das Feuer auf die Besucher einer Bar eröffnete. Drei Menschen und der Attentäter starben, darunter der 27-jährige Eitam Magini.

»Ich habe noch um 20:33 Uhr mit Eitam telefoniert«, erinnert sich sein Vater Eyal acht Monate später. Der große Mann sitzt im Haus seiner Tochter nahe Tel Aviv. Um seinen Hals baumelt eine Kette mit einem kleinen Davidstern. »Er war als erster da, wie immer. Sie wollten einen Geburtstag feiern.«

Der Unternehmer Isam Al-Nimer hat in Dschenin früher gut mit seinen Tankstellen verdient. Häufige Razzien und Grenzschießungen nach Anschlägen haben seine Lage verschlechtert.



Die Armee habe ihn nach dem Anschlag gefragt, ob er dabei sein wolle, wenn die Wohnung der Familie Chazem in Dschenin zerstört wird. Die israelischen Sicherheitsbehörden nutzen diese Methode seit Langem zur Abschreckung potentieller Attentäter, obgleich viele Experten darin einen Verstoß gegen das Völkerrecht sehen und die Wirksamkeit umstritten ist. Magini lehnte ab. »Ich will keine Rache, das bringt mir meinen Sohn nicht zurück.« Er denke bei diesen Strafaktionen daran, wie es sich für die Kinder anfühlen müsse, den Soldaten beim Abriss zuzusehen. »Ich stelle mir vor, was für einen Hass sie deswegen entwickeln.«

Für Magini ist es nicht das erste Mal, dass der Konflikt in das Leben seiner Familie eindringt. Der Bruder seiner Ex-Frau, der frühere Mann seiner heutigen Partnerin, der Mann seiner Großtante, getötet während der Zweiten Intifada, dem Jom-Kippur-Krieg, dem Sechstagekrieg. »Ich wünsche mir wirklich Frieden, aber ich sehe, dass die andere Seite und die palästinensische Führung keinen Frieden wollen.«

Was bleibt an Hoffnung in diesem Strudel der Gewalt, in dem niemand mehr mit der anderen Seite und über-

haupt kaum noch jemand über Lösungen spricht? Dass die neue extrem rechte Regierung Israels, die Ende Dezember ihre Arbeit aufgenommen hat, für Deeskalation sorgen kann oder will, daran glaubt kaum jemand. Im Gegenteil, alleine im Januar dieses Jahres wurden mehr als 35 Palästinenser und sieben Israelis getötet.

Der israelische Aktivist und Musiker Yuval, der eigentlich anders heißt, hat für sich einen eigenen Weg gefunden. »Ich war lange Friedensaktivist«, erzählt er bei Kaffee und Zigarette in einem Café in Tel Aviv. »Aber irgendwann hat mich dieses Gerede gelangweilt.« Als ihm vor einigen Jahren eine Familie aus Dschenin anbot, für die Dauer eines Projekts bei ihnen zu leben, sagte Yuval zu. »Ich wollte wissen, wie das Leben für eine normale palästinensische Familie dort aussieht, die Besatzung von der anderen Seite sehen.« Angst habe er keine gehabt. »Ich bin nicht naiv und natürlich bin ich nicht mit einem »Israeli«-Schild herumgelaufen«, sagt Yuval. »Aber ich habe mich auch nicht versteckt.« Bei Abendessen mit Freunden der Familie etwa hätten alle gewusst, dass er aus Israel sei. Reagiert hätten sie vor allem mit Interesse und vielen Fragen. Nach drei Monaten

brach Yuval das Projekt ab, auch weil in dieser Zeit zweimal die israelische Armee mitten in der Nacht in der Familienwohnung stand. Seinen Aktivismus im direkten Kontakt mit Palästinensern aber setzte er fort und fährt auch heute noch oft ins Westjordanland.

Die Suche nach einer Lösung habe sich für ihn dadurch verändert. »Friedensverhandlungen und -verträge sind eine Sache von Regierungen«, sagt Yuval. »Für mich machen Menschen den Frieden aus. Jedes Mal, wenn ein Palästinenser mit mir zusammenarbeitet oder mich aufnimmt, ist das ein Stück Frieden.« Seiner Formel könnten heute auch die Rechtsextremen in der neuen Regierung wenig anhaben: Immer wieder selbst zu spüren, dass auch die Palästinenser, die er trifft, sein Bedürfnis nach Frieden teilen. •

Der Autor empfiehlt

das Buch »A Land Without Borders« des israelischen Journalisten Nir Baram. Er lässt in dieser Reportagensammlung Menschen zu Wort kommen und zeigt Orte, über die oft nicht gesprochen wird.